

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Band: 28 (1954)

Artikel: Erinnerungen
Autor: Mösch, C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571372>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erinnerungen

Berufswahl und Lehre

Gegen Ende des achten Schuljahres kam die Frage der Berufswahl zur Sprache. Ich hatte mir bis jetzt noch keine großen Sorgen darüber gemacht. Da ich in meiner frühesten Jugend Gelegenheit hatte, den Betrieb auf einem Bahnhof kennenzulernen, Interesse und Freude daran hatte, war es für mich selbstverständlich, in die Fußstapfen meines Vaters zu treten und auch an die Bahn zu gehen. Alle waren damit einverstanden, und so wurde beschlossen, daß ich noch die vierte Klasse Bezirksschule besuchen solle und man sich nach diesem Jahre definitiv entscheiden werde.

Das letzte Schuljahr ging seinem Ende entgegen, und zu meiner Verwunderung kam die Berufswahl noch einmal zur Sprache, mit dem Resultat, daß ich nicht an die Bahn gehen dürfe, sondern ein Handwerk erlernen müsse; welches, sei mir freigestellt. Die Aufgaben und Pflichten eines Bahnbeamten wurden mir in den düstersten Farben geschildert und das Angenehme eines selbständigen Handwerkes lebhaft vor Augen geführt.

Ich konnte dies aus eigener Anschauung nicht beurteilen. Ich mußte auf die Ansichten der Eltern abstellen und mich dem Beschlusse unterziehen. Eine Auflehnung hätte nichts genützt.

Da wir keine Beziehungen zu Handwerkern hatten, höchstens zu Schuhmacher und Schneider, war es für mich nicht leicht, eine Wahl zu treffen. Ich erkundigte mich bei ältern ehemaligen Schulkollegen über diesen oder jenen Beruf. Ich besuchte auch Handwerker, um ihren Betrieb anzusehen, und das Interesse verdichtete sich schließlich auf drei Berufe: Mechaniker, Schlosser und Schreiner, und ich verblieb dann endgültig beim Beruf eines Mechanikers.

Ich bewarb mich in drei Geschäften um eine Lehrstelle, doch ohne Erfolg. Alle Lehrstellen für Mechaniker waren schon besetzt. An

zwei Stellen hätte ich im Herbst als Lehrling eintreten können, doch das dauerte mir zu lange, denn ich hätte dadurch ein halbes Jahr verloren.

Da vernahm ich, daß bei Schlossermeister Andres ein Lehrling entlassen worden war, weil er die Probezeit nicht bestanden hatte und für den Beruf eines Schlossers als nicht geeignet befunden wurde. Sofort besuchte ich den Meister und bewarb mich um die freie Lehrstelle. Er wollte zuerst nicht auf Verhandlungen eintreten, da er Lehrlinge vom Lande vorziehe, die von Jugend auf gelernt hätten zu arbeiten. Ich bat ihn, mit mir einen Versuch zu machen. Schließlich war er bereit, in den nächsten Tagen mit meinem Vater Rücksprache zu nehmen.

Schon nach zwei Tagen fand diese Besprechung statt. Dabei wurde abgemacht, daß die Lehrzeit drei Jahre betrage. Gearbeitet werde von morgens sechs bis zwölf Uhr und nachmittags von eins bis sieben Uhr; fünf Tage in der Woche, zwölf Arbeitsstunden im Tag; und am Samstag eine Stunde weniger. Da ich zu Hause Kost und Logis hätte, erhalte ich eine Lohnentschädigung von zwei Franken im ersten, drei Franken im zweiten und vier Franken im dritten Lehrjahr in der Woche. Die Probezeit betrage vier Wochen. Wenn ich die Probezeit nicht bestehen würde, so werde während dieser Zeit kein Lohn bezahlt. Ein Lehrvertrag wurde nicht abgeschlossen.

So trat ich als jüngster Stift Ende Juli 1894 in das Geschäft des Samuel Andres, Schlossermeister in Arau.

Als jüngster Lehrling hatte ich es nicht gerade leicht; alle unbeliebte Arbeit wurde mir zugeschoben. Ich mußte für einen Arbeiter und drei weitere Lehrlinge den Handlanger machen. Am Mittwoch und am Samstag hatte ich die Werkstatt zu reinigen. Da konnte es neun Uhr werden, bis ich Feierabend machen konnte. Der zweitjüngste Lehrling hatte die Maschinen zu reinigen und zu ölen. Er war bald fertig damit, denn der ganze Maschinenpark bestand aus

einer alten Handbohrmaschine und einer Handblechschere. Eine uralte Handstanze war nur zur Dekoration da und um den engen Platz zu versperren, denn brauchen konnte man sie nicht mehr.

Im weitem bestand die Einrichtung aus einer fünfeckigen Werkbank, an der fünf Schraubstöcke befestigt waren. Das Tageslicht drang durch ein Fenster, das durch ein enges Drahtgeflecht gegen abspringende Eisensplitter geschützt war, aber zur Erhellung der Werkstatt wenig beitrug.

Über der Mitte der Werkbank hing eine Petroleumlampe, die nur notdürftig die fünf Arbeitsplätze und die Werkstatt erhellen konnte. Ein Ofen zum Heizen im Winter wurde als Luxus befunden. Es wurde einem empfohlen, rüstig zu arbeiten, dann werde man nicht frieren.

Wenn ich den andern bei der Arbeit nicht helfen mußte, hatte ich die Aufgabe, vier- und sechseckige Muttern herzustellen. Dies war eine Arbeit, bei der man die richtige Handhabung der Feile erlernen und üben konnte. Ferner das Bohren der Löcher und Schneiden der Gewinde; eine Einführung zur Behandlung der Gewindebohrer und Bohrer.

Es ist zu bemerken, daß damals alle Werkzeuge, mit wenig Ausnahmen, selber hergestellt wurden. Spiralbohrer kannte man noch nicht. Sägen machten wir von alten Sensen.

Die Meistersfrau betrieb eine Kostgeberei, was mit dem Schlosserhandwerk eigentlich nichts zu tun hatte. Man fand es jedoch für zweckmäßig, dem jüngsten Lehrling die Aufgabe zu übertragen, jeweilen die Küchenabfälle über die Mure zu führen, wo die Meisterleute einen großen Gemüsegarten und einen Hühnerhof hatten, und den Tagesbedarf an Gemüse nach Hause zu bringen.

Diese Arbeit verlegte ich immer auf den frühen Morgen, damit keiner meiner ehemaligen Schulkameraden, die jetzt die Kantonschule besuchten oder in einer kaufmännischen Lehre waren, diese auch für einen Schlosser ungewöhnliche Arbeit sehen sollte.

Doch alles hat einmal ein Ende. Das erste Lehrjahr ging seinem Ende entgegen, und eines Morgens stand ein Jüngling mit sauberer Schürze und rothigen Wangen in der Werkstatt — der neue Stift. Am Abend wird er nicht mehr so sauber aussehen. Das erste und schwerste Jahr ist vorüber. Jetzt bin ich nicht mehr der jüngste Stift, ein anderer trat an meine Stelle. Jetzt konnte ich mich von den den Schlosserberuf nicht gerade fördernden Pflichten befreien und den Nachfolger in die Geheimnisse eines jüngsten Stiftes einweihen.

Dazu hatte sich der Wochenlohn um fünfzig Prozent erhöht, was sicher zu höheren Leistungen verpflichtete. Jetzt bekam ich einen Lohn von drei Schweizer Franken in der Woche, und damit es noch viel mehr schien, bekamen wir nur alle sechs bis acht Wochen unsern großen Zahltag.

Der Meister verschwendete nicht allzuviel Zeit damit, uns in die Geheimnisse der Schlosserei einzuführen. Es hieß einfach die Augen offenhalten und sehen, wie es die andern machten.

Um diesem Mangel etwas abzuhelpen, kaufte ich mir ein Handbuch über die Schlosserei, aus dem ich vieles lernen und mich von meinen Mitarbeitern unabhängig machen konnte. Ich fand darin Abhandlungen und Zeichnungen über Arbeiten, die bei meinem Lehrmeister gar nicht vorkamen.

Da ich von den Handlangerarbeiten und den Kommissionen zur Hauptsache entbunden war, hatte ich Gelegenheit, mich mehr mit den eigentlichen Schlosserarbeiten abzugeben. Da mir immer häufiger selbständige Arbeiten aufgetragen wurden, fand ich auch immer mehr Freude am Beruf. Die bessere Schulbildung machte sich auch bemerkbar — doch trug sie mir eine Ohrfeige ein.

Der Meister gab mir den Auftrag, einen Kohlenkessel herzustellen, wie sie damals die Bäcker zur Aufbewahrung der Glättekohlen in Gebrauch hatten. Der Arbeiter sollte mir zeigen, wie ein solcher runder Kessel gemacht werde. Er zog mit dem Zirkel einen

Kreis mit dem vorgeschriebenen Durchmesser und begann mit einer Schnur die Länge des Kreisumfangs abzumessen. Ich machte die Bemerkung, daß der Umfang viel rascher ausgerechnet sei und bei dem verlangten Durchmesser von 40 cm etwa 125 cm betrage. Ich hatte noch nicht ausgesprochen, als schon eine Ohrfeige saß, und die Bemerkung, ich hätte aufzupassen, wenn er mir etwas zeige und nicht mein ungewaschenes Maul aufzureißen.

Bei einem damals sehr bekannten Arzt war das Terrassengeländer defekt. Der Meister gab mir den Auftrag, das Werkzeug zurechtzumachen, er werde dann mitkommen und mir an Ort und Stelle zeigen, was zu machen sei. Beim Kunden angekommen, drückt der Meister auf den Klingelknopf, und nach kurzer Zeit erscheint ein Dienstmädchen, adrett gekleidet, und öffnet die Türe. Der Meister nimmt das Mädchen in die Arme und gibt ihm einen Kuß. Das Mädchen stößt einen Schrei aus und im gleichen Augenblick geht die andere Türe auf, und trocken erklärt der Arzt, er habe uns wegen einer andern Arbeit kommen lassen. Der Meister streichelt seinen roten Bart, schmunzelt und will sich bei dem Mädchen entschuldigen. Dieses ist aber von der Bildfläche verschwunden, und wir gehen an unsere Arbeit.

Auf Kundschaftsarbeit herrschte damals noch der Brauch, den Handwerkern ein „Züüni“ und ein „Zobig“ zu verabreichen. Der Arbeiter, mit dem jüngsten Lehrling, hatte den Auftrag, in einer Fuhrhalterei und Wirtschaft eine Wasserleitung zu erstellen. Der Wirt verabreichte den beiden jeden Vormittag und jeden Nachmittag eine reichlich bemessene Trankstame mit Wurst und Brot.

Als sie am frühen Nachmittag mit ihrer Arbeit fertig waren, glaubte der Wirt noch ein mehreres tun zu müssen und stellte ihnen zum Abschied nochmals ein reichliches „Zobig“ auf. Es war Herbst und der Kaiser sehr gut, so daß sich die beiden einen gehörigen „Alffen“ zulegten. In ihrem Zustande wollten sie auf dem Heuboden den Feierabend abwarten und schliefen dabei ein. Als der Meister

etwas vor Feierabend die Arbeit nachsah, war weder der Arbeiter noch der Lehrling zu finden. Es wurde angenommen, daß die beiden nach Hause gegangen seien. Etwa um zehn Uhr nachts erkundigte sich die Mutter des Lehrlings nach ihrem Sohne, der noch nicht nach Hause gekommen sei. Es wurde an ihrem Arbeitsplatze etwas gründlicher nachgeforscht und man fand die beiden friedlich schlafend auf dem Heuboden. Eine etwas stürmische Auseinandersetzung zwischen Meister und Arbeiter hatte dann zur Folge, daß das ganze Hilfspersonal des Meisters nur noch aus vier Lehrlingen bestand. Das Gute dabei war, daß der Meister sich mehr mit uns befassen mußte und wir dadurch nur gewinnen konnten.

Von Freizeitbeschäftigung und Sport wußte man damals noch nichts. Bei einer Arbeitszeit von zwölf Stunden war kein großes Bedürfnis nach weiterer körperlicher Betätigung vorhanden.

Die Handwerkerschule besuchten wir an den Wochentagen abends von acht bis zehn Uhr und am Sonntagvormittag von zehn bis zwölf Uhr. Die Lehrabschlußprüfung war damals noch nicht obligatorisch, doch hatte sie schon einen ziemlichen Umfang angenommen. Es war die Zeit, als das Gewerbemuseum gebaut und nach dessen Vollendung Herr Meyer-Zschokke als Direktor gewählt wurde.

Die Lehrzeit ging rasch ihrem Ende entgegen. Die abwechslungsreiche Arbeit ließ keine Langeweile aufkommen und steigerte die Freude am Berufe. Da jede Arbeit bei unserer primitiven Einrichtung von Anfang bis zu Ende von Hand gemacht werden mußte, erlangte man eine große Handfertigkeit in der Herstellung der vorkommenden Arbeiten. Ich glaubte daher, einer Prüfung mit Zuversicht entgegensehen zu dürfen.

Die praktische Prüfung machte ich in Wohlen bei Meister Koch. In drei Tagen verfertigte ich ein komplettes Türbeschlag, eine Konsole zu einem Vordach, eine Feuertüre zu einem Kochherd und dazu noch Werkzeuge, Meißel, Bohrer und Durchschläge. Für

diese Arbeiten wurde mir die Note Eins zugesprochen. Auch die mündliche Prüfung ging sehr gut vorbei und voller Freude meldete ich das Ergebnis meinem Vater. Diese Freude wurde dann etwas gedämpft durch die trockene Antwort, er habe dies von mir erwartet und er hoffe, daß ich auch in Zukunft meine Pflicht erfülle und meinen Weg nun finden werde.

Auf der Wanderschaft

Schon bei Bekanntgabe der Prüfungsergebnisse hätte ich bei drei Meistern in Arbeit treten können. Doch habe ich keinem zugesagt, denn ich wollte in die Fremde, um mir ein wenig die Welt anzusehen.

Der Lehrmeister billigte meinen Entschluß, sofort in die Fremde zu gehen. Wenn ich es aufschiebe, sei die Gefahr sehr groß, daß ich überhaupt nicht mehr fortkomme. Er anerkannte auch meine gute Abschlußprüfung und zahlte mir für die letzten vier Wochen meiner Lehrzeit den Gesellenlohn, damit ich etwas Sackgeld auf die Wanderschaft zur Verfügung hätte.

Es hielt mich auch nichts Ernsteres zu Hause fest. Die Mutter war gestorben, und der Vater hatte wieder geheiratet. Obschon die Stiefmutter den Haushalt mustergültig führte und gegen mich mehr als recht war, wollte sich trotz beiderseitiger Bemühungen keine innere Bindung entwickeln. Wir blieben uns innerlich fremd. Ich konnte sie mit meinen neunzehn Jahren nicht mehr als meine Mutter ansehen. Sie war für mich die Frau meines Vaters.

Anfangs August 1897 schnürte ich mein Bündel und fuhr, um ja nicht in der Nähe hängen zu bleiben, direkt nach Lausanne. Es war mir schon etwas beklommen zumute, so ins Ungewisse hinauszufahren und dem Unbekannten entgegenzureisen. Doch Unzählige haben es unter noch schwierigeren Verhältnissen gewagt, und es wird auch mir gelingen.

Meine ganze Reiseerfahrung bestand darin, daß ich einmal in Zürich und einmal in Luzern gewesen war; am Morgen verreist und am Abend wieder zu Hause war.

Daß ich nun in der Fremde war, kam mir so recht zum Bewußtsein, als in Neuenburg französischsprechende Reisende einstiegen und der Kondukteur auf einmal auch nicht mehr deutsch sprach. Es war wie eine Erlösung, als zwei junge Burschen neben mir Platz nahmen, die deutsch sprachen, und es sich herausstellte, daß sie ebenfalls zum ersten Male auf der Walz waren und auch nach Lausanne fuhren. Es waren zwei Basellandschäfte, ein Schreiner und ein Sattler. Man habe ihnen gesagt, daß in Lausanne für alle Branchen Arbeit zu haben sei.

In Lausanne angekommen, suchten wir drei sofort die Herberge auf. Es war interessant, daß hier viel mehr deutsch als französisch gesprochen wurde. Ich erkundigte mich beim Herbergsvater nach offenen Stellen in meinem Berufe und bekam die Auskunft, daß es schwer fallen werde, Arbeit zu finden, da zurzeit alles besetzt sei.

Gleichwohl sah ich mich am andern Morgen nach Arbeit um, aber es war nichts zu finden — alle Stellen waren besetzt. So packten wir unser Bündel wieder und wanderten zu Fuß dem See entlang nach Montreux. Es war sehr warm dem Nebgelände entlang, wo die Trauben bald geerntet werden konnten.

In Montreux suchten wir wieder zuerst die Herberge auf. An einer Tafel waren mehrere offene Stellen angeschlagen. Auch ein Bauschlosser wurde gesucht. Ich suchte den betreffenden Meister sofort auf. Zu meiner Enttäuschung kam ich zu spät, vor zwei Stunden hatte er einen Schlosser eingestellt.

Am Abend saß eine „illustre“ Gesellschaft in der Herberge um einen großen Tisch herum. Alles Burschen im Alter von achtzehn bis fünf- undzwanzig Jahren, Deutschschweizer aus allen Himmelsrichtungen. Die einen wollen im Welschland in Arbeit treten, um die französische Sprache zu erlernen; wenn möglich wollen sie später an die

Bahn. Die andern wollen Land und Leute kennenlernen. Einigen war die Arbeit Nebensache, solange sie Geld hatten, und nur einzelne stellten die Erweiterung ihrer beruflichen Kenntnisse in den Vordergrund.

Ein Steinhauer und ein Maurer, die in Bern im gleichen Geschäfte ihre Lehrzeit gemacht hatten, waren zusammen über die Grimfel und das ganze Wallis hinunter nach Montreux gekommen; sie wollten in Genf ihr Glück versuchen. Ein Zimmermann, der in Zweisimmen zuletzt in Arbeit gestanden, wollte ebenfalls nach Genf.

Ein Luzerner, von Beruf Spengler, war schon sechs Wochen auf der Wanderschaft und hatte keine ihm passende Arbeit gefunden. Er wollte wieder nach Hause, da er dort Arbeit genug habe. Als es sich herausstellte, daß er ein Meistersohn war, wurde er hochgenommen und mußte der ganzen Gesellschaft zwei Runden zahlen.

Ich hatte mir vorgenommen, mein Glück ebenfalls in Genf zu suchen. Am andern Morgen, in aller Frühe, tippelten unser sechs Kunden der Stadt Lausanne zu. In Lausanne zerstreute sich die Gesellschaft in verschiedene Teile. Drei Mann wanderten weiter Genf zu. Der Spengler, der uns gestern zwei Runden Bier gespendet hatte, setzte sich in die Bahn und fuhr nach Hause; ihm war die Sache schon verleidet. Der Schreiner, den ich in der Bahn zwischen Neuenburg und Lausanne kennengelernt hatte, schloß sich mir an. Wir übernachteten in Lausanne und fuhren am andern Tage über den See nach Evian und wanderten über Thonon der Stadt Genf zu.

Aber auch hier hatten wir kein Glück. Immer und immer wieder die gleiche Antwort: alles besetzt. Arbeit wäre genug vorhanden, jedoch kein freier Platz mehr. Mein Kollege hätte bei einem Kleinmeister in Arbeit treten können, doch paßte es ihm nicht. Es wurde uns gesagt, daß in Neuenburg und Biel Arbeiter gesucht würden.

In etwas gedrückter Stimmung wanderten wir am dritten Tage über Nyon, Rolle und Morges wieder den Genfersee aufwärts. Wir wollten nach Neuenburg. Die ganze Zeit hatten wir immer sehr schönes Wetter. Vor Cossonay jedoch zog sich ein Gewitter zusammen, und wir erreichten noch eine alte Scheune, wo wir unterstehen konnten, als es wie mit Kübeln zu gießen begann. Keine zweihundert Meter von uns entfernt schlug der Blitz in einen Baum. Es war uns nicht ganz wohl in unserer primitiven Unterkunft. Das Gewitter verzog sich, doch fiel ein feiner Regen vom Himmel, so daß wir gezwungen waren, eine Herberge aufzusuchen.

Aber niemand wollte uns aufnehmen, alles sei besetzt. Wir bekamen den Eindruck, daß das ganze Welschland zum Plätzen voll Menschen sei und keinen freien Raum mehr für weitere Gäste zur Verfügung habe.

Schließlich hatte man an einem Orte ein Einsehen und war bereit, uns ein Bett zur Verfügung zu stellen, wenn wir das Zimmer mit andern teilen wollten und uns mit einem Bett begnügten.

Wir waren ohne weiteres damit einverstanden, bestellten etwas zum Nachtessen und wünschten gleich zu Bette gehen zu können. Die Wirtin hatte nichts dagegen einzuwenden, doch verlangte sie sofortige Bezahlung für unser Essen sowie für das Übernachten. Wir sahen jedenfalls nicht so vertrauenerweckend aus, daß man uns einen Kredit von zwei Franken gewähren konnte.

Die Wirtin führte uns in ein Zimmer, dessen Möblierung aus vier hintereinander stehenden Betten, vier Stühlen und einem kleinen Tisch bestand. Eine Waschgelegenheit sei hinter dem Hause. Das erste bei der Türe stehende Bett wurde uns angewiesen. Es mußte schon längere Zeit benutzt worden sein, ohne einen Wäschewechsel gesehen zu haben; alles war zerdrückt und „schmutzig“. Trotz unserer Müdigkeit wären wir lieber davongelaufen. Doch regnete es immer noch wie mit Bindfäden, und wir mußten uns den Umständen

fügen. Wir zogen nur die Schuhe aus und legten uns in den Kleidern auf das Bett; das Felleisen benutzten wir als Kopfkissen.

Mitten in der Nacht, es mochte ein Uhr sein, wachte ich auf. Ein Mann versuchte mich aus dem Bette zu zerren. Vier Mann standen im Zimmer und machten einen Höllenlärm; der Sprache nach waren es Italiener. Wir hätten hier nichts zu suchen und möchten sofort verschwinden, sonst würden sie uns hinauswerfen. Wer uns erlaubt habe, hier zu schlafen; sie hätten für diese Betten bezahlt und niemand sonst dürfe sie benutzen. Wir mußten ihre ältern Rechte anerkennen und der Übermacht weichen, trotzdem wir das Bett auch bezahlt hatten. Wir nahmen unsere Siebensachen zusammen und drückten uns zur Türe hinaus und die Treppe hinunter. Es hatte keinen Sinn, mitten in der Nacht auch noch Lärm zu schlagen. Wir waren in der Minderheit, der Sprache nicht gewachsen und daher in allen Theilen im Nachtheil.

An der Haustüre angekommen, mußten wir feststellen, daß sie abgeschlossen war. Wir waren eingesperrt. Einen Schlüssel fanden wir nicht, nur einen Nagel, an dem er sonst hängen mochte. Mit Hilfe dieses Nagels öffneten wir das Schloß und sagten dieser noblen Gaststätte Lebewohl.

Zum Glück hatte der Regen aufgehört. Die Sterne standen am Himmel und beleuchteten unsern Weg nach Yverdon. Es war Samstag, und wir beschloßen, über den Sonntag in Yverdon zu bleiben, um uns etwas auszuruhen. Wir bummelten im Städtchen und in dessen Umgebung herum und fühlten uns wie die Vögel im Hanf. Sorgen drückten uns nicht, und das Geld langte noch einige Zeit. Wenn es uns im Welschland bis jetzt auch nicht nach Wunsch gegangen war, so war dies noch kein genügender Grund, den Kopf hängen zu lassen.

Bei unserer Bummelrei begegneten wir einem Herrn, der mir bekannt vorkam, und beim nähern Zusehen erkannte ich unsern ehemaligen Französischlehrer, Herrn Pérusset. Im gleichen Augenblick

mußte er auch mich erkannt haben. Er trat näher und begrüßte mich mit den Worten, die mich noch an meine Schulzeit erinnerten: „Na Kari, wo kommst denn du her?“ Nach längerer Aussprache verabschiedete er sich und wünschte uns Glück für unsere Zukunft.

Als wir am Morgen beim Wirte unsere Rechnung bezahlen wollten, war alles schon geregelt. Es freute mich um so mehr, als ich seinerzeit in der Schule in seinem Französischunterricht kein angenehmer Schüler gewesen war.

Über Grandson, am linken Ufer des Neuenburgersees, wanderten wir nach Neuenburg, wo mein Kamerad Arbeit fand. Wir trennten uns, und ich ging weiter über Neuenstadt nach Biel. Dort fand ich in einer größeren Werkstatt — Schlosserei, Eisenkonstruktionen und Kolladenfabrik — Arbeit.

Ich hatte mich rasch den neuen Verhältnissen angepaßt. Einem ältern Arbeiter zugeteilt, hatten wir ein größeres Glasdach herzustellen; alles nach Zeichnung und eingeschriebenen Maßen. Für jede Arbeit, auch für die kleinste, wurde eine Zeichnung angefertigt, nach der die Arbeit ausgeführt wurde. Dies ersparte viel Zeit und schaltete Fehler und Mißverständnisse weitgehend aus.

Die Arbeit war sehr interessant, vielseitig und ging weit über den Rahmen meiner Lehrwerkstätte hinaus. Das Gelernte konnte ich aber hier gut verwenden, nur war hier alles in größerem Maßstabe. Ich arbeitete fünf Monate unter dem gleichen Arbeiter, dem ich manche Anregung zu verdanken habe, die mir später von großem Nutzen war.

Auf Weihnachten 1897 kündigte ich meine Stellung. Ich wollte mir die Arbeit in einer andern Werkstätte ansehen. Es war ziemlich kalt, und die Tage waren kurz. Ich reiste per Bahn nach Bern, denn auf der Landstraße war es bei dieser Witterung kein Vergnügen.

Schon am zweiten Tage nach meiner Ankunft fand ich Arbeit in einer kleinen Schlosserei. Die erste Arbeit, die mir übertragen

wurde, war die Herstellung eines Kochherdes. Dies war eine Arbeit, die ich schon im zweiten Lehrjahre ausgeführt hatte. Ich glaubte daher, mit dieser Aufgabe gut, rasch und zur Zufriedenheit des Meisters fertig zu werden. Der Meister machte während der ganzen Zeit, da ich daran arbeitete, keine Bemerkungen, und ich glaubte daher, daß alles in Ordnung sei, und bat ihn um andere Arbeit.

Da polterte er los, dies sei keine Schlosserarbeit, die man mit gutem Gewissen herausgeben dürfe. Wenn er diese Arbeit einem Kunden in der Stadt abliefere, käme sie am andern Tage wieder zurück. Wenn ich nichts Besseres herstellen könne, solle ich mir das Lehrgeld von meinem Lehrmeister zurückgeben lassen.

Ich war erledigt! mit mir war nichts los, und am nächsten Morgen wirst du wegen Untauglichkeit auf die Gasse gestellt — trotz guter Lehrabschlußprüfung und trotz den guten Ratschlägen des Kollegen in Biel.

In der ersten Aufregung wollte ich fortlaufen, den Lohn zurücklassen und diese Werkstatt nie wieder betreten. Doch am andern Morgen und nach einiger Überlegung fand ich alles nicht so schlimm, sonst hätte der Meister mir nicht vier Tage bei der Arbeit zugesehen, ohne eine Bemerkung zu machen. Meine Befürchtungen waren ganz grundlos. Am andern Morgen war der Meister die Freundlichkeit selber, gab mir den Auftrag, einen gleichen Kochherd nochmals herzustellen mit einigen kleinen, unbedeutenden Änderungen.

Die hauptsächlichsten Arbeiten, die ausgeführt wurden, waren die Herstellung aller möglichen Beschläge für Türen, Tore, Fensterladen, kleinere Geländer, Kochherde für Private und Hotels und Reparaturen aller Art. Größere Arbeiten konnten nicht ausgeführt werden, da der zur Verfügung stehende Raum zu klein war.

Der Meister legte großen Wert auf saubere und exakte Arbeit, und wer seinen Anforderungen nicht entsprach, arbeitete keine acht Tage bei ihm.

Frankreich

Obschon es mir in dieser Stellung sehr gut gefiel, weckte der kommende Frühling wieder die Wanderlust. Ich kündigte meine Stellung und kehrte Ende März 1898 Bern den Rücken. Ich wollte einmal einen Abstecher ins Ausland machen.

Ich fuhr mit der Bahn nach Besançon. An der Grenze hatte man damals keine Schwierigkeiten. Der Heimatschein genügte vollkommen, wenn man ins Ausland kommen wollte. Von einem Paß oder Visum war keine Rede, und eine Arbeitsbewilligung brauchte es auch nicht. Glaubte man, an einem Orte das Wesentliche gesehen zu haben, packte man sein Bündel und zog wieder weiter.

Es war jedoch klug, den Unterbruch von einer Arbeitsstelle zur andern nicht allzu groß werden zu lassen, sonst konnte es vorkommen, daß man von der Polizei als Landstreicher oder arbeitsscheuer Kunde aufgegriffen und unter Umständen in die Heimat abgeschoben wurde.

In Besançon machte ich in der Herberge die Bekanntschaft mit zwei Schweizern, die am gleichen Tage von Genf her hier eingetroffen waren und sich Frankreich etwas ansehen wollten.

Nach der Auskunft des Herbergvaters wurden in Belfort Arbeiter aller Branchen gesucht; in Besançon sei nichts los.

Es war so richtiges Hadelwetter, eine Stunde Regen, die andere Stunde Sonnenschein, wenig einladend zu einer Wanderung. So zogen wir — ein Schmied, ein Maler und ein Schlosser — auf die Bahn und fuhren in einem Zuge, der auf jeder Station verschraubt werden mußte, Belfort zu.

In Belfort fanden alle drei im gleichen Geschäfte, einer großen Konstruktionswerkstätte, Arbeit. Es wurden etwa vierzig bis fünfzig Mann beschäftigt. Mir wurde die Herstellung eines großen Gitterportales für eine Kaserne übertragen. Die Arbeit hätte mir sehr gut gefallen, doch die Werkstatt enttäuschte mich in allen Teilen. Ein

Naturboden, der durch die Benutzung eine hohe Staubschicht erhalten hatte, war durch ein Dach gegen Regen geschützt. Auf einer Seite befanden sich die Bureaux und Magazine und auf der andern Seite waren die Schmiedefeuer und Aborte, wenn man ein Loch im Boden so nennen kann. Die beiden andern Seiten waren offen und die Werkbänke im Raume verteilt.

Da der Boden keinen Belag hatte und bei jedem Schritte der Staub aufwirbelte, war man am Abend so schmutzig, daß man eine gute halbe Stunde Zeit brauchte, um sich einigermaßen zu reinigen. Meine Logisfrau hatte jedenfalls Verständnis für diesen Umstand, denn sie stellte mir jeden Abend einen Zuber Wasser zur Verfügung.

In einem Bistro nahm ich mein Essen ein, und es kam mir schon etwas fremd vor, morgens um fünf ein halb Uhr zum Frühstück Suppe, Brot und einen halben Liter Rotwein vorgesetzt zu bekommen. Doch gewöhnte man sich rasch daran.

An den Staub und Schmutz in der Werkstatt konnte ich mich jedoch nicht gewöhnen. Ich nahm mir vor, sobald ich mein Gitterportal beendet habe, mein Gastspiel abzubrechen und ein Haus weiterzuziehen. Da ich bei den welschen Mitbürgern so wenig Erfolg hatte, wollte ich mein Heil bei den Deutschen versuchen.

D e u t s c h l a n d

Nach fünf Wochen war meine Arbeit zu Ende gegangen, und ich verlangte meinen Lohn, der mir anstandslos ausbezahlt wurde. Der Maler, dem das Eisenanstreichen verleidet war, erklärte mitzukommen und ließ sich ebenfalls auszahlen. Schon am andern Tage setzten wir uns auf die Bahn mit dem Ziele Straßburg. Nach dem Fahrplan sollten wir am Abend dort ankommen, so daß wir noch beizeiten eine Herberge finden konnten. Doch die deutsche Polizei war anderer Meinung.

An der Grenze wurden wir von einem Gendarm angehalten und höflich ersucht, ihm zu folgen. Er führte uns in ein Lokal, verlangte unsere Schriften, forderte uns auf, Platz zu nehmen, und verschwand in einem andern Bureau. Nach kurzer Zeit kam ein anderer Gendarm und wollte wissen, woher wir kämen, wo wir zuletzt gearbeitet hätten, wohin wir reisen wollten und noch Verschiedenes, über das wir jedoch keine Auskunft geben konnten. Dann verschwand auch dieser hinter der ominösen Lüre. Nach einer Ewigkeit erschien der erste Gendarm wieder und händigte uns unsere Papiere wieder aus. Er war noch so freundlich, uns die Zeit anzugeben, wann wir weiterfahren konnten. Eine Erklärung über den Grund des Verhörs gab er nicht. Wir waren einfach entlassen und konnten nun auf unsern Zug warten. Obschon wir uns keiner Schuld bewußt waren, hatten wir doch ein eigenartiges Gefühl in der Magen- gruben, und es war uns wieder bedeutend wohler, als wir im Freien waren. Mit großer Erleichterung stiegen wir in den Zug und fuhren der Stadt Straßburg zu.

Infolge der Verzögerung an der Grenze kamen wir erst um halb zwölf Uhr nachts in Straßburg an, und es war sehr fraglich, ob wir um diese späte Zeit noch in einer Herberge unterkämen. Und wo war diese Herberge für uns Fremde um diese Zeit zu finden? Aber wir hatten uns umsonst darüber Sorge gemacht, denn andere lösten diese Frage spielend und ohne uns zu fragen, ob wir mit dieser Lösung einverstanden seien.

Wie auf allen Bahnhöfen der Welt, wo Fremdenverkehr zu erwarten ist, stehen die Portiers und Hoteldiener der verschiedenen Gaststätten zum Empfange der ankommenden Gäste Spalier und lauern auf ihre Opfer wie der Habicht auf seine Beute.

Als wir etwas zaghaft, unbeholfen oder ängstlich dem Ausgange zustrebten, stürzte sich ein Hoteldiener auf uns arme Handwerksbur- schen. Er raffte mit schnellem Griff unsere beiden Leinwandköffer- chen zusammen und lief davon wie ein Schelm, der gestohlenes Gut

vor seinen Verfolgern in Sicherheit bringen will. Wenn wir unsere Habe nicht verlieren wollten, mußten wir dem Ausreißer nachrennen in die dunkle Nacht hinaus und einem beleuchteten Hause entgegen, in dem der Kofferträger verschwand.

Im strahlenden Licht der Hotelhalle erkannte der Empfangschef sogleich, daß die ankommenden Gäste keine noblen Engländer oder reichen Amerikaner waren. Ohne lange zu fragen, steckte man uns samt unserm feudalen Gepäck in den Lift und beförderte uns mit höchster Geschwindigkeit in die oberste Etage in ein Zimmer mit zwei Betten. Der Begleiter wünschte uns eine gute Nacht, entfernte sich und ließ uns stehen. Wie die Olgözen sahen wir uns an und brachen in ein Gelächter aus, daß uns die Tränen kamen.

Wir fühlten, daß wir nicht am richtigen Plage waren. Zudem hatten wir einen riesigen Hunger, da wir seit unserer Abfahrt in Belfort nichts Rechtes gegessen hatten. Wir getrauten uns aber nicht so spät noch etwas zu verlangen. Schlaf hatten wir auch, und so gingen wir mit knurrendem Magen ins Bett — alles andere der Zukunft überlassend.

Gewohnt, früh aufzustehen, waren wir am andern Morgen schon um fünf Uhr wieder munter. Neben dem wiedererwachten Hunger plagte uns weiter nichts als die Furcht vor einer gesalzenen Rechnung, die ein allzu großes Loch in unsere Geldbeutel reißen könnte.

Unser Freund, der uns so speditiv ins Hotel gebracht hatte, war schon auf dem Gange und wischte den Boden. Ich hatte das Gefühl, daß er auf Befehl auf uns wartete, denn sofort trat er auf uns zu und forderte uns auf, ihm zu folgen. Mit dem Lift sausten wir in den Keller hinunter. Im Eßraum der Angestellten war für uns ein wärschaftes Morgenessen aufgestellt. An die finanziellen Folgen denkend, wollten wir nicht so recht zugreifen. Doch als man uns sagte, es koste uns nichts, wir sollten uns nur bedienen, waren unsere Hemmungen verflogen und wir stillten unsern Hunger gründlich. Wir konnten uns nicht erinnern, je ein solches Morgenessen

gehabt zu haben. — Es stellte sich heraus, daß unser eifriger Bekannter erst seit acht Tagen in seiner ersten Stellung war und sich noch nicht auskannte. Sein Geniestreich mußte jedenfalls die Heiterkeit der übrigen Angestellten erweckt haben, denn während des Morgenessens kam jeden Augenblick der eine oder andere in unser Lokal, um die Akquisition ihres jüngsten Angestellten in Augenschein zu nehmen.

Alle abkömmlichen Angestellten hatten uns jedenfalls eine Abschiedsvisite gemacht, nur der Herr Direktor hatte sich nicht blicken lassen, und so konnten wir ihm unsern persönlichen Dank für die hervorragende Bewirtung nicht aussprechen.

Der Auszug entsprach nicht ganz unserm so stürmischen Einzug in das Hotel. Als wir ankamen, empfing man uns in der festlich erleuchteten Eingangshalle und führte uns im Lift in die oberste Etage. Bei unserm Abgang fand man es für angemessen, uns durch den Keller und einen hintern Ausgang dem Anblick der übrigen Gäste zu entziehen. Den Urheber dieses Abenteuers sahen wir auch nicht mehr. Wir hätten ihm gerne ein der Situation entsprechendes Trinkgeld gegeben, da er die Ursache für die für einen Wanderburschen fürstliche Bewirtung war.

Wir suchten eine unserm Stande angemessene Gaststätte auf und erkundigten uns nach Arbeitsmöglichkeiten. Noch am gleichen Tage fand ich Arbeit in einer größern Schlosserei, wo etwa vierzig Mann beschäftigt wurden. Der Werkmeister war ein Schweizer aus Basel und schon zehn Jahre im Geschäft. Ihm hatte ich es zu verdanken, daß ich immer zu interessanten Arbeiten zugezogen wurde und Gelegenheit hatte, die Herstellung der verschiedensten Schlosserarbeiten, wie Geländer, Türen, Tore, Fenster, Treppen und Gewächshäuser, kennenzulernen. Die Werkstatt war geräumig und hell und mit einem Zementboden versehen.

Mein Kamerad, der von Belfort mit nach hier gekommen war, hatte Heimweh und wollte wieder in die Schweiz zurück. Er wollte

auch mich veranlassen mitzukommen, doch es gefiel mir hier ganz gut und ich hatte im Sinne, noch weiter in Deutschland zu bleiben und wenn möglich bis nach Hamburg zu reisen.

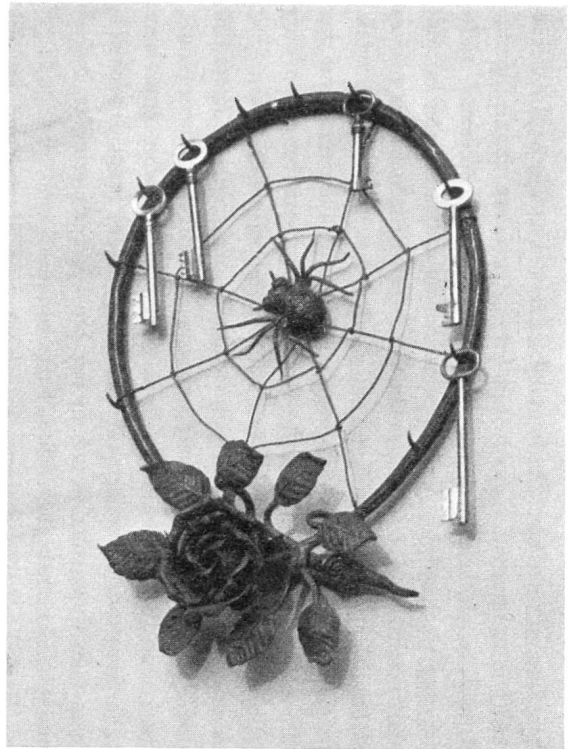
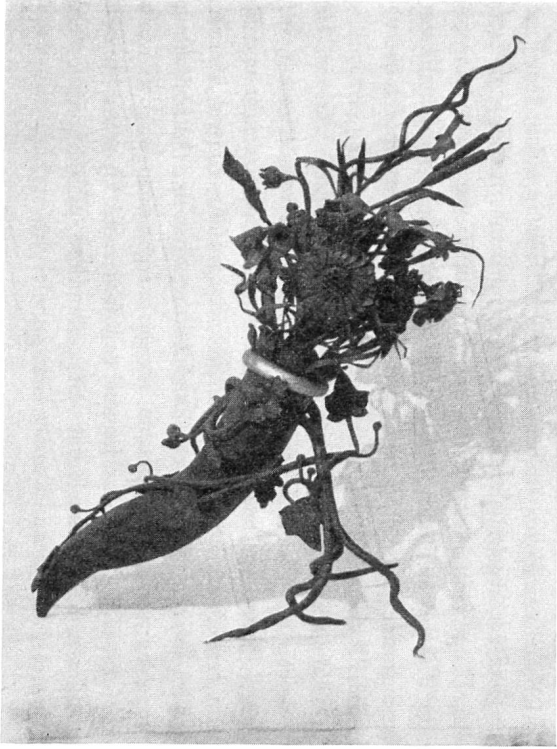
Strassburg war Festung und mit viel Militär belegt. Auch in unserem Geschäfte wurden viele Arbeiten für das Militär ausgeführt, und so war immer etwas Neues zu sehen. Die Stadt war sehr interessant. Das Münster, die dritthöchste Kirche Europas, seine berühmte Uhr, verschiedene Museen und auch die Umgebung waren sehenswert.

Ich hatte in der Nähe meines Arbeitsplatzes ein Zimmer gemietet. Der Mietpreis war sehr bescheiden, und der Vermieter mit seiner Frau schienen ordentliche Leute zu sein.

Das Bett stand mitten im Zimmer von einem Betthimmel überdacht, der fast auf den Boden reichte. Eines Nachts wollte ich aufstehen und noch halb im Schlafe verwickelte ich mich in die Vorhänge; im Bestreben loszukommen, riß ich die Befestigungsstangen los. Alles stürzte über mir zusammen und die Verwirrung wurde noch größer. Holzstangen, Stoff und Bettzeug bildeten ein gräßliches Durcheinander, aus dem ich mich zu lösen versuchte. Der Lärm und das Klirren von Glas belehrten mich, daß auch die Waschschüssel etwas abbekommen hatte. Vorstehende Nägel drangen mir in die abwehrenden Hände, und in der Dunkelheit konnte ich mich nicht aus diesem Chaos befreien.

Durch den Krach aus dem Schlafe geweckt, erschienen der Schneidermeister mit seiner Frau auf dem Trümmerfelde. Im Nachthemd, mit erhobenem Kerzenlicht beleuchteten die beiden den angerichteten Schaden, und erst nach zweimaliger Aufforderung fanden sie es für nötig, mich aus dem Wirrwarr zu befreien.

Der Schneidermeister faselte etwas von Schadenersatz und gestörter Nachtruhe. Er beruhigte sich erst, als ich erklärte, für den Schaden aufzukommen. Sie traten dann mit einigem Gebrumm den Rückzug an, und ich legte mich mit meinen zerstochnen und zerkratz-



Jugendstil (siehe Text Seite 78 unten)

ten Händen und einer Beule am Kopf wieder zu Bett. Am Morgen wurde dann ein Schaden von sechs Mark und vierzig Pfennig festgestellt, zahlbar auf Ende Monat. Auf den Betthimmel wollte ich verzichten, doch die Frau beharrte darauf, daß er wieder befestigt werde, mit der Begründung, man könne hinter einem solchen schönen Vorhang viel besser schlafen.

Es war mir schon mehrere Male aufgefallen, daß auf der Waschkommode Zigarrenasche lag; einmal sogar der Rest einer Zigarre. Da ich Nichtraucher bin, mußten diese Reste von einer fremden Person herrühren. Ich stellte die Logisfrau zur Rede. Sie erklärte, daß diese Asche von Kunden des Meisters herrühren könnte, da er manchmal in diesem Zimmer die neuen Kleider anprobieren. Die Frau war bei dieser Auskunft sehr verlegen und rot geworden, was mich stutzig machte und in mir den Verdacht erweckte, daß sie mir die Wahrheit nicht gesagt habe.

Von sechs Uhr morgens bis sieben Uhr abends war ich von meinem Zimmer abwesend. Einige Wochen später hatte ich meinen Geldbeutel vergessen. Ich wollte ihn über Mittag holen, doch fand ich die Türe abgeschlossen, und es schien niemand zu Hause zu sein. Acht Tage später vermißte ich das Taschentuch und wieder ging ich über Mittag auf mein Zimmer. Da fand ich einen fremden Mann in meinem Bette in tiefem Schlafe, denn er erwachte während meiner Anwesenheit nicht.

Obgleich ich meine Arbeitszeit versäumen mußte, stellte ich die Logisfrau zur Rede. Nach einer längeren Auseinandersetzung, die in der Hauptsache von mir und der Logisfrau ausgetragen wurde, denn der Schneidermeister hatte sich verzogen, kamen wir überein, daß ich sofort das Zimmer räumen konnte, ohne eine Entschädigung zu zahlen; daß der Mietzins für die vergangenen vier Wochen ebenfalls nicht zu zahlen sei und daß ferner der Schaden für den zerrissenen Betthimmel und die zerbrochene Waschschüssel vom Logisgeber übernommen werde.

Die so bescheidenen Leuten hatten das Zimmer am Tage einem Nachtwächter vermietet, der jeweilen am Sonntag nach Hause ging. Durch die Woche benutzte er das Zimmer am Tage, während ich bei der Arbeit war. Noch am gleichen Tage zog ich aus und mietete ein anderes Zimmer. Man kannte damals noch keinen Wohnungsmangel. In jeder Straße hingen Täfelchen an den Fenstern mit dem Vermerk «Chambre à louer». Die einstige Zugehörigkeit zu Frankreich war noch nicht ganz vergessen.

In Straßburg sah ich zum ersten Male den deutschen Kaiser, Wilhelm den Zweiten. Schon wochenlang vor der Ankunft des Kaisers wurde das Militär zum Empfange eingedrillt. Das Hurra-rufen wurde sogar geübt, bis es überzeugend aus dem Munde kam. Die Begeisterung in der Zivilbevölkerung schien nicht allzu groß zu sein.

Elsaß-Lothringen war damals noch Reichsland und hatte einen Statthalter, und die ältern Leute erinnerten sich noch allzu gut an die französische Herrschaft.

Für das Auge war der Einzug ein farbenprächtiges Bild. An der Spitze war eine Abteilung Ulanen in ihrer Paradeuniform; dann folgten in drei Wagen höhere Offiziere verschiedener Waffengattungen. Jetzt folgte der Wagen mit dem Kaiser und dem Statthalter Bethmann Hollweg; wieder folgten Wagen mit höheren Offizieren, und den Schluß bildete wieder eine Abteilung Ulanen.

Trotzdem es mir in Straßburg sehr gut gefiel, fand ich es an der Zeit, wieder eine Ortsveränderung vorzunehmen. Ich hatte einen biedern Schwaben kennengelernt, der im Sinne hatte, nach Frankfurt zu wandern, und dem schloß ich mich an.

Er war Seifensieder von Beruf. Sein Vater betrieb eine größere Landwirtschaft und eine Metzgerei. Da acht Geschwister zu Hause waren, mußte er einen Beruf erlernen. Er war der Jüngste und eben vom Militär gekommen. Ein Bruder war Schmied, einer hatte den Bäckerberuf erlernt, einer war Wagner, zwei betrieben

die Landwirtschaft und einer war Metzger, der gegenwärtig in München arbeitete, und dann hatte er noch eine verheiratete Schwester.

Am einem Montag zogen wir los über Kastatt, Karlsruhe, Bruchsal, Heidelberg, Mannheim und Darmstadt nach Frankfurt. Wir hatten uns vorgenommen, uns erst in Frankfurt um Arbeit umzuschauen, und so verloren wir keine Zeit mit der Suche nach Arbeit. Einen bessern Kameraden hätte ich nicht finden können. Neben seinem erlernten Berufe verstand er auch etwas von der Bäckerei und Metzgerei. Obschon er genügend Geld in der Tasche hatte, sprach er bei jedem Meister dieser Berufe vor und kam jedesmal mit vollen Händen wieder heraus, so daß wir zu leben hatten wie die Vögel im Hanf. Auf der ganzen Reise mußten wir für das Essen keinen Pfennig ausgeben. Mit wenig Ausnahmen war auch immer schönes Wetter, so daß es wirklich eine Lust war zu wandern. In Karlsruhe, in Heidelberg und in Mannheim blieben wir je zwei Tage.

In der Herberge in Frankfurt waren etwa ein Duzend offene Stellen für Bauschlosser angeschrieben. Seifensieder wurden für Gießen an der Lahn gesucht, für Frankfurt keine. Mein Kamerad trennte sich von mir und fuhr mit der Bahn nach Gießen, und ich sah mich in Frankfurt nach Arbeit um.

Ich fand auch sofort eine Stelle in einer Werkstatt, wo etwa fünfzehn Arbeiter beschäftigt wurden. Die Werkstatt war eigentlich zu klein, als daß man fünfzehn Arbeiter richtig hätte placieren können, doch waren immer einige auf Montage oder auf Reparaturarbeiten. Hauptbeschäftigungen waren Reparaturen an den Schleppschiffen, die von Rotterdam den Rhein und den Main hinauffuhren. Da mußten manchmal ganze Blechtafeln in die aufgerissenen Schiffswände eingesetzt werden. Auch die Reparatur und die Herstellung neuer Aufzugswinden beschäftigte drei bis vier Mann. Dann waren wieder Schiffsgeräte herzustellen und zu ersetzen.

Unser zwei Arbeiter hatten die Reparatur einer Winde auf einem Schiffe beendigt und warteten auf den Meister zur Abnahme der Arbeit. In einer halben Stunde sollte das Schiff abgeschleppt werden, und der Meister war noch nicht in Sicht. Für das gleiche Schiff war noch ein sogenannter Wolf (ein ankerähnliches vierseitiges Gerät, das zum Auffischen von im Wasser treibenden Gegenständen benutzt wird) in Auftrag gegeben worden, und dieses Gerät war auch noch nicht an Bord. Wir hatten unser Werkzeug schon an Land gebracht, und das Laufbrett wurde soeben eingezogen. In diesem Augenblick sahen wir den Meister daherrennen mit dem Wolf auf dem Rücken. Bei uns angelangt, will er den Wolf auf das Schiff hinüberwerfen, bleibt mit der Hose an einer Spitze hängen, kommt aus dem Gleichgewicht und stürzt kopfvoran ins Wasser. Wir werfen ihm sofort ein Seil zu und schleppen ihn zur nächsten Quaimauerleiter, wo er heraufsteigen kann. Zum guten Glück hatte er nirgends den Kopf angeschlagen, denn das Schiff war höchstens zweieinhalb Meter von der Quaimauer entfernt. Er beeilte sich, nach Hause und aus den nassen Kleidern zu kommen. Es war Ende November und das Wasser doch schon etwas kalt. Er nahm keinen Schaden, und am andern Morgen war er wieder munter in der Werkstatt.

Das Herumziehen auf der Landstraße nimmt die Kleider und Schuhe schwer in Anspruch. Ich hatte mir bereits ein Paar Schuhe und einen neuen Hut angeschafft, und nun war eine neue Kleidung fällig. Diese Kleidung sollte natürlich alle guten Eigenschaften haben und vor allem billig sein.

Im Schweizerverein lernte ich einen Luzerner Uhrmacher kennen, der schon fünf Jahre in Sachsenhausen ein Uhrenlädeli hatte und in aller Herren Länder herumgekommen war. Er ersuchte mich, bei Gelegenheit bei ihm vorbeizukommen, um sich mit mir über die Heimat auszusprechen, die er seit fünfundzwanzig Jahren nicht mehr und seine Frau überhaupt noch nie gesehen hatte. Ich fragte ihn um

Nat, wo ich am besten eine neue Kleidung kaufen könnte, die meine finanziellen Mittel nicht allzu stark belaste.

Er war sofort bereit, mir zu einer tadellosen Kleidung zu verhelfen und mir zu zeigen, wie im Orient gehandelt werde. Am nächsten Samstag — ich hatte eine Stunde früher Feierabend — kamen wir wieder zusammen und zogen los zu unserem Großeinkauf.

Über die alte Mainbrücke, mit dem Standbild Karls des Großen, gelangten wir in die Lange Straße, ein Stück Altfrankfurt, wo lauter Juden ihre Geschäfte haben. Wir betraten einen Laden, der fertige Anzüge ausgestellt hatte. Der Uhrmacher gab mich für seinen Bruder aus, erklärte, was er wünsche, und ließ sich eine Menge Anzüge vorlegen. Alles wurde kritisiert, an jedem Stück hatte er etwas auszusetzen. Endlich fand ein Anzug seinen Beifall. Er saß wie angemessen und sollte vierzig Mark kosten.

Der Uhrmacher musterte den Anzug nochmals und bot dem Juden fünfundzwanzig Mark. Der Verkäufer beschwor uns, daß der Anzug ihm selber fünfunddreißig Mark koste und er ihn doch nicht unter dem Einkaufspreis verkaufen könne. Jetzt begann ein Feilschen, wie ich es noch nie gehört hatte. Dreimal traten wir auf die Straße, um bei einem andern Geschäft vorzusprechen, und dreimal rief uns der Jude wieder in den Laden zurück. Zum Schlusse ging ich mit dem Anzug unter dem Arm, für den ich zwanzig Mark bezahlt hatte, nach Hause.

Ich verbrachte manchen frohen Abend in der Gesellschaft dieses Mannes, der sich nach der Heimat sehnte, den seine Unruhe in der Welt herumtrieb und nirgends zur Ruhe kommen ließ, denn er wollte sein Geschäft wieder verkaufen und nach Amerika auswandern, obschon es ihm hier geschäftlich ganz gut ging.

Manch guten Rat verdanke ich diesem unruhigen Menschen. Er kannte alle Künste und Kniffe der Walzbrüder und Ritter der Landstraße aus eigener Erfahrung. Er riet mir, nicht zu lange in der Fremde herumzureisen, denn mancher sei dabei verbummelt, an Kör-

per und Geist verdorben, zu keiner richtigen Arbeit mehr tauglich und verloren gegangen.

Mein Zimmer hatte ich bei einem Bahnpostschaffner, der auf der Linie Frankfurt—Basel seinen Dienst hatte. Er hatte den Deutsch-Französischen Krieg mitgemacht und erzählte gern von seiner Dienstzeit. Seine Familie bestand aus seiner Frau, die kränzlich war, drei Töchtern und einem Enkelkind.

Die älteste Tochter war verheiratet. Nach kurzer Ehe starb der Mann und ließ sie mit ihrer Tochter zurück. Ein fünfzehn Jahre älterer Witwer bewarb sich um diese Frau und die Mutter unterstützte diese Werbung, doch die Tochter wollte nicht darauf eingehen — der Mann war ihr zu alt.

Die zweite Tochter war mit einem Kaufmann verlobt, und sie wollten heiraten, sobald der Bräutigam eine sichere Anstellung erhalten hatte. Doch war mit ihm nicht viel los; alle vier bis fünf Wochen wechselte er seinen Arbeitsplatz.

Die jüngste Tochter hatte trotz allen Bemühungen mit ihren einundzwanzig Jahren noch keinen Anschluß gefunden. Keine hatte einen Beruf erlernt; alle drei besorgten den Haushalt.

Infolge dieser Verhältnisse war immer etwas Gewitterstimmung in der Familie, weil auch gar keine Entlastung für den einzigen Ernährer, der bald vor der Pensionierung stand, in Aussicht war. Die Mutter konnte sehr nett sein, wenn ihr aber ihre Krankheit Schmerzen bereitete, war sie giftig und ungerecht, und die Töchter hatten es nicht immer leicht.

Alle vierzehn Tage bezahlte ich meinen Mietzins für das Zimmer und das Frühstück. Bei dieser Gelegenheit wurde ich aufgefordert, näher zu treten und ins Wohnzimmer zu kommen. Man machte mir den Vorschlag, die Abende bei der Familie zu verbringen, es wäre doch sicher angenehmer, im warmen Zimmer und in netter Gesellschaft den Abend zuzubringen als in einer Wirtschaft oder in meinem ungeheizten Zimmer.

Um nicht unhöflich zu sein, sagte ich für drei Abende zu. Nachdem eine gewisse Schüchternheit verflogen war, erlebte ich manche schöne Stunde im Kreise dieser Familie. Man gab sich alle Mühe, keine Unstimmigkeiten aufkommen zu lassen, und zeigte sich nur von der angenehmen Seite.

Doch bald hatte ich das Gefühl, daß alles unter der Regie der Mutter dirigiert wurde und ich als Opferlamm ihrer Herrschaft unterstellt sei. An einem Samstag wurde ich gefragt, was ich für den Sonntag vorhabe. Ich erklärte ihr, daß ich nach Bockenheim gehe. Da fand die Mutter, ich könnte die Ottilie mitnehmen, sie hätte schon lange ihre Tante besuchen sollen, doch allein könne das Mädchen doch nicht gehen und ich würde ihr einen sehr großen Gefallen erweisen, wenn ich die Ottilie mitnähme. Was wollte ich machen! Wir gingen zusammen nach Bockenheim. Ein anderes Mal in den Zoologischen Garten oder ins Theater und in Museen. Ging ich nach Bornheim oder Seckbach, so konnte ich die Ottilie doch nicht zu Hause lassen.

Wenn ich mich einmal mit einem Kollegen verabredete und ihrem Wunsche nicht entsprach, gab es ein Mäulchen und einen versteckten Vorwurf mit den Worten, sie hätten sich so ganz auf mich verlassen und ich hätte sie im Stich gelassen. Als ich ein zweites Mal mit der Ottilie nach Bockenheim zu der Tante kam, wurde ich als Bräutigam begrüßt. Das war mir denn doch zu bunt, an so etwas hatte ich nicht im Traume gedacht. Dazu war ich noch viel zu jung und noch ohne jede Existenzmöglichkeit. Hier mußte ich abbrechen, bevor man sich Rosinen in den Kopf gesetzt hatte. Die Abendbesuche wurden nach und nach eingestellt, und Ottilie ging mit ihrer ältern Schwester aus, wenn sie Lust dazu hatte.

Der Frühling war im Anzug und ich kündigte meinem Meister. Ein Kollege in der gleichen Werkstatt löste sein Arbeitsverhältnis ebenfalls. Wir zogen miteinander über Höchst nach Mainz, dann den Rhein hinunter über Rudesheim, Koblenz und Bonn nach

Köln. In Rudesheim machten wir einen Abstecher nach dem Niederwalddenkmal, eine auf einem großen Sockel stehende Figur, die Germania darstellend, gebaut zur Erinnerung an die Einigung des Deutschen Reiches 1871.

Diese Reise war nicht so angenehm wie die von Straßburg nach Frankfurt. Die Gegend dem Rheine nach ist sehr schön und interessant, doch für ein Schweizerauge nicht überwältigend. Am meisten Eindruck machte der Rhein, der seine Wassermassen dem Meere zuwälzt. Das Wetter war sehr veränderlich; der Regen und Sonnenschein wechselten miteinander ab. Mein Kollege versuchte zu fechten, doch trug es nicht viel ein. Es kamen auf dieser Route zu viele Handwerksburschen, Toppelbrüder und Landstreicher vorbei, so daß nicht jedem Vorsprechenden etwas gegeben werden konnte. Zudem hatte die Polizei ein sehr wachsameres Auge auf die wandernden Gesellen.

In Neuwied, einer Stadt unterhalb Koblenz, hörte ich den vertrauten Klang eines Amboses. Ich ging dem Klange nach und stand bald vor einer kleinen Schlosserei. Hinter dem Ambos stand ein großer, starker Mann mit einem roten Bart und ledernem Schurzfell, der ein Schmiedestück bearbeitete. Er erinnerte mich an meinen Lehrmeister. Ein Lehrling bediente den Blasebalg.

Ich trat in die Werkstatt vor den Ambos, mit dem Hute in der Hand: „Ein fremder Schlosser spricht um Arbeit!“ „Ein fremder Schlosser? Ein Stück davon! Hab' keine Arbeit“, schnauzte er mich an, langte hinter sein Schurzfell und drückte mir ein Geldstück in die Hand. Mit „Mahlzeit dem Meister“ setzte ich meinen Hut auf, legte ihm die erhaltenen zwei Pfennig auf den Ambos und verschwand durch die Türe. Ich hörte einen Kraftausdruck, schaute zurück, konnte gerade noch in die Höhe springen, und schon sauste der Schmiedehammer unter meinen Füßen hindurch. Ich fand es für angebracht, schleunigst zu verschwinden und dem Meister aus den Augen zu kommen.

Zwei Pfennige waren immerhin Geld. Man konnte sich damit ein Stück Brot kaufen. Daß ich diese kleine Gabe verschmähte, brachte den Meister in Wut. Von mir war diese Handlung eine große Torheit, doch konnte ich es nicht mehr ändern.

Von Bonn bis Köln benutzten wir das Dampfschiff. In Deutz hätte ich in einer Maschinenfabrik in Arbeit treten können. Ich nahm die Arbeit nicht an, denn ich wollte meinem Berufe als Bau-
schlosser treu bleiben. Wir hielten uns drei Tage in Köln auf, dann trennten wir uns. Mein Kollege fuhr nach Düsseldorf, und mich trug die Bahn nach Hannover.

Schon am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Hannover fand ich Arbeit bei einem Kleinmeister. Er beschäftigte nur einen Arbeiter und einen Lehrling. Größere Arbeiten konnten nicht ausgeführt werden, da der Platz sehr beschränkt war. Der Meister war ein Badenser und hatte seinerzeit auch in der Schweiz gearbeitet.

Er hatte eine sehr noble Kundschaft. Da wimmelte es nur so von Exzellenzen, Grafen, Baronen und andern Hochwohlgeborenen. Der Meister gab jedesmal Anweisung, wie diese Herrschaften zu titulieren waren, an wen man sich zu wenden hatte und auf was man besonders achten mußte.

Ich merkte bald, daß ich hier nicht am rechten Platze war. Die Titulaturen wollten mir nicht in den Kopf und noch weniger über die Lippen. Ich wollte nicht recht begreifen, daß eine Generalswitwe mit Exzellenz angesprochen wird, eine Gräfin oder Baronin mit Hochwohlgeboren. Auch war es nicht leicht, diesen Herrschaften alles recht zu machen. Niemand durfte gestört werden, und Lärm hatte man zu vermeiden. Innert einer bestimmten Zeit mußte die Arbeit jeweilen beendigt sein, und kam etwas Unvorhergesehenes dazwischen, zum Beispiel Besuch, so hatte man abzutreten und möglichst rasch und geräuschlos zu verschwinden.

Da wo ein Hauswart diese Angelegenheiten unter sich hatte, war ein angenehmes Arbeiten möglich. Dort wo sich die Herrschaft in

jede Kleinigkeit einmischte, war es nicht immer leicht, den guten Ton zu wahren. Es gab aber auch Herrschaften, die volles Verständnis für handwerkliche Arbeiten zeigten und für den ungehinderten Ablauf der Arbeit Sorge trugen; wenn nötig sogar weitere Hilfskräfte zur Verfügung stellten.

Bei einem Grafen mußte ein großes Bild an einer Wand befestigt werden. Die Haken waren bereits vorhanden. Zwei Diener brachten das Bild, das eine Jagdpartie darstellte. Eine ältere Bockleiter stand zu unserer Verfügung. Unser zwei Mann trugen das Bild die Leiter hinauf, und in dem Augenblick, als wir das Bild an die Haken hängen wollten, rutschte die Leiter unter uns weg. Das Bild, der Diener und ich stürzten zu Boden. Der Graf, der während des ganzen Vorganges anwesend war, erkundigte sich zuerst, ob wir nicht zu Schaden gekommen seien; dem Bild hatte es auch nichts gemacht, nur der Rahmen war an einer Ecke beschädigt.

Die Ursache dieses Unfalles war die schon etwas mitgenommene Bockleiter, bei der die beiden Verbindungshaken durch das Gewicht der beiden Männer aus dem schon morschen Holz herausgerissen wurden, die Leiter deshalb auf dem glatten Parkett keinen Halt mehr fand und auseinanderklappte. Nach einigen Wochen hängten wir das Bild unter Benützung einer neuen Leiter ohne Unfall auf. Der Graf gab mir noch zehn Mark Trinkgeld für den ausgestandenen Schrecken.

Bei einer andern Herrschaft war ein Sekretär zu öffnen, da der Schlüssel verlegt oder verloren war. Ich hatte mich beim Hauswart zu melden, der mich in den zweiten Stock zu einem ältern Herrn führte. Schon nach wenigen Worten hatte er mich als Schweizer erkannt und unterhielt sich mit mir über die Schönheiten der Schweiz. Er erklärte mir, daß er jedes Jahr seine Ferien in der Schweiz zubringe und große Sympathie für die Bevölkerung habe.

Er zeigte mir dann den Sekretär, der geöffnet werden mußte und empfahl mir, recht vorsichtig vorzugehen, damit nichts beschädigt

werde, denn es sei ein altes, ihm am Herzen liegendes Erbstück. Es seien noch zwei Schlüssel anzufertigen, die ihm persönlich abzugeben wären. Wenn ich den Sekretär geöffnet hätte, solle ich an der Glocke bei der Türe läuten.

Der Herr entfernte sich und ich ging an meine Arbeit. Es war ein Schnappschloß, wie sie vor zweihundert Jahren hergestellt wurden. Die Einführung des Dietrichs bot etwelche Schwierigkeiten, doch nach etwa einer Viertelstunde hatte ich das Schloß geöffnet. Der vermißte Schlüssel lag auf einem Tablar im Innern des Sekretärs. Er war aus Versehen dort abgelegt und dann beim Zudrücken der Türe eingeschlossen worden.

Was mich jedoch erschreckte, war der Anblick von Banknoten, die in Bündeln auf den Tablaren aufgeschichtet waren. Ich läutete sofort — einmal, zweimal und nach einiger Zeit noch einmal — doch der Herr kam nicht, es kam niemand, der mich aus dieser peinlichen Lage befreite.

Mir war nicht ganz wohl bei der Sache. Wurde etwas vermißt, oder kam etwas weg, konnte ich mit dem besten Gewissen in eine verzwickte Lage kommen.

Ich schloß den Sekretär wieder ab und meldete mich beim Hauswart, wo ich mich nach dem Herrn erkundigte. Dieser war in der Zwischenzeit telephonisch verlangt worden und konnte erst in drei Stunden wieder zurück sein. Er habe hinterlassen, daß der Schlosser die beiden bestellten Schlüssel herstellen und um fünf Uhr wieder vorsprechen solle.

Punkt fünf Uhr war ich wieder zur Stelle und lieferte die Schlüssel ab. Ich erlaubte mir, darauf hinzuweisen, daß das Schloß am Sekretär keine Sicherheit gegen Einbruch biete und mit primitivem Werkzeug geöffnet werden könne. Er beruhigte mich jedoch mit dem Hinweis, daß nur selten eine so große Summe Geld im Sekretär aufbewahrt werde und er nur zuverlässige und treue Leute in seinem Dienste habe, auf die er sich zu jeder Zeit verlassen könne.

In einem andern Herrschaftshause war der Hausherr plötzlich an einem Herzschlag gestorben. Das Silbergeschirr und das Besteck wurde in einer alten Truhe mit Fixierschloß aufbewahrt.

Der Verstorbene hatte diese Truhe immer überwacht und den Schlüssel im Kassenschrank verwahrt. Das Besteck sollte benutzt werden, aber niemand konnte die Truhe öffnen, da das Geheimnis des Fixiers keinem bekannt war. Man verständigte den Schlosser, und der Meister selber begleitete mich an die Stelle, wo das Kästel gelöst werden sollte. Ein Fixier versperrte das Schlüsselloch, so daß der Schlüssel nicht eingeführt werden konnte.

Die Aufgabe war, die Vorrichtung zu finden, die diese Sperre auslöste und den Weg für den Schlüssel freigab. Alle Knöpfe, Rosetten und Verzierungen wurden abgetastet und auf Drehung und Verschiebung untersucht. Schon drei Stunden bemühten wir uns im Schweiß unseres Angesichtes um die Lösung.

Alle Augenblicke kam der Haushofmeister und erkundigte sich, ob wir die Truhe nicht bald öffnen könnten, denn er müsse die Sachen haben, um seines Amtes zu walten. Er gab uns zu verstehen, daß wir dieser Aufgabe nicht gewachsen seien. Wir hätten ihm dies im Anfang sagen sollen, dann hätte man einen Spezialisten hergebeten, der diese leichte Aufgabe in kürzester Zeit gelöst hätte.

Der Meister wurde nervös, der Haushofmeister noch nervöser und ich drehte an den Knöpfen und Rosetten herum. Drei Knöpfe ließen sich drehen und eine Rosette leicht verschieben — hier mußte die Lösung sein.

Auf einmal hatten wir das Schlüsselloch frei und der Deckel konnte geöffnet werden. Jetzt heiterten sich die Gesichter auf, und auch wir waren froh, die Lösung gefunden zu haben. Der Inhalt wurde herausgehoben und seinem Zwecke zugeführt. Wir erhielten ein gutes „Zobig“ mit einer Flasche Rheinwein. Der Meister wird die ausfälligen Bemerkungen des Haushofmeisters trotz „Zobig“ in Rechnung gestellt haben!

An der Haupteingangstüre zu einem Herrschaftshause war der Türschließer defekt und funktionierte nicht mehr zur Zufriedenheit der Besitzerin, der Erzellenz Generalswitwe. Wie ich dann später erfuhr, hatten der Meister und einige Gesellen schon mehrmals an diesem Schließer herumgeflickt und der Erzellenz nahegelegt, einen neuen Schließer anzuschaffen. Doch konnte sie sich nicht dazu entschließen, und so war er wieder einmal reparaturbedürftig.

Ich holte mir den Schließer, nahm ihn auseinander, und unter Mithilfe des Meisters setzten wir neue Verpackungen ein. An der Werkstatttüre wurde der Schließer ausprobiert, bis er tadellos funktionierte, und wir glaubten, unser Bestes getan zu haben. An der Haustüre angebracht, streifte er wie ein störrischer Esel. Alles Regulieren nützte nichts, entweder schlug er die Türe zu, daß das ganze Haus zitterte, oder er vermochte die Türe nicht ins Schloß zu drücken. Dreimal probierten wir ihn zu Hause, wo er tadellos lief, und dreimal versagte er an der Haustüre. Es war eine sehr schwere eichene Türe, und ich war der Ansicht, daß an diese Türe ein größerer Schließer gehörte.

Als ich zum dritten Male den Schließer befestigte und ausprobierte, kündigte mir ein Kammerzöfchen an, daß ich in einer Stunde zu verschwinden habe, denn sie erwarteten Besuch und da könnten sie keinen Handwerker am Eingang brauchen. Ich solle mich beeilen und endlich dafür sorgen, daß der Schließer wieder in Ordnung komme. Diesen Befehl erteilte sie aus einem um vier bis fünf Tritte höheren Standpunkte. Ihr Auftritt und ihr Abgang hätten in einem Theater nicht besser aufgeführt werden können.

Ich arbeitete an diesem undankbaren Schließer weiter und im Eifer dachte ich nicht mehr an das Ultimatum der Kammerzofe. Da betrat die Erzellenz in Begleitung der schon einmal aufgetretenen Kammerzofe den Schauplatz. Mit einem Lorgnon bewaffnet, schaute sie von ihrem erhöhten Standpunkt auf mich armen Sünder und erklärte, daß der Meister morgen die Arbeit selber beenden solle,

da seine Gehilfen hiezu nicht imstande seien. Ich hätte den Platz sofort zu räumen.

Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß dieser alte Schließer seine Aufgabe erfüllt habe und durch einen neuen ersetzt werden sollte. Es gehe einer Maschine wie den Menschen. Sie laufen im Alter nicht mehr so gut wie in der Jugend. Ich packte zusammen und verschwand aus dem Gesichtskreis der Herrschaften, unbefriedigt über meinen Mißerfolg und befriedigt darüber, daß der Meister sich im weiteren mit diesem störrischen Schließer herumbalgen mußte.

Ich wurde in der Werkstatt nicht gerade herzlich empfangen. Der Meister war schon durch das Telephon verständigt worden, daß ich mich sehr ungebührlich aufgeführt und der Exzellenz widersprochen hätte. Er sehe sich daher veranlaßt, mich zu entlassen, denn er müsse befürchten, bei meinem Verhalten Kundschaft zu verlieren.

Am gleichen Tage fand ich schon eine neue Arbeitsstelle in einer Kassenschrank- und Gartenmöbelfabrik. Kundschaftsarbeiten wurden hier keine angenommen. Drei Monate arbeitete ich auf Gartenmöbel und drei Monate auf Schloßbau.

Hannover ist eine sehr schöne Stadt mit schönen Straßen und Gebäulichkeiten, öffentlichen Plätzen und schönen Standbildern. Jeden Sonntag, zwischen zwölf und ein Uhr spielte eine Regimentsmusik vor dem Schauspielhaus. Bei einem bescheidenen Eintrittspreis war es auch einem Arbeiter möglich, ins Theater zu gehen.

Schöne Anlagen laden zum Spazieren ein. In der Gilenriede kann man stundenlang in einem zu einem Park umgewandelten Walde spazieren gehen.

In Herrenhausen, der ehemaligen Sommerresidenz des einstigen Königs von Hannover, ist ein großer Garten nach französischem Muster angelegt mit wunderbaren Hecken. Ein mächtiger Springbrunnen ergötzt das Auge des Beschauers, und die großen Palmenhäuser mit ihren tropischen Gewächsen aller Art versetzen den Beschauer in die südliche Welt.

Während meines Aufenthaltes in Hannover machte ich einmal einen Abstecher nach Hildesheim, einer alten Stadt mit einem tausendjährigen Rosenstock. Ein anderes Mal ging ich mit meinem Logisherrn nach seiner Vaterstadt Gelle in der Lüneburger Heide.

Im Dezember 1899 reiste ich nach Hamburg. Es war bitter kalt, und in der Lüneburger Heide lag der Schnee schon tief, so daß eine Reise zu Fuß nicht in Frage kam. Es war etwas leichtsinnig, um diese Zeit aus einer festen Stellung auszutreten und in das Ungewisse hinauszuziehen. Aber ich verließ mich auf mein bisheriges Glück.

In der Herberge in Hamburg erkundigte ich mich nach einer Arbeitsgelegenheit. Die Schiffswerft von Blohm & Voß suchte Mieter und ein Kleinmeister einen Treppenbauer. Den suchte ich auf und wurde sofort eingestellt, jedoch nur für drei bis vier Wochen. Der Meister hatte für zwei Privathäuser den Bau der Treppen übernommen und war durch die Erkrankung seines Sohnes in Verzug gekommen. Sobald diese Treppen erstellt seien, müsse er mich wegen Mangel an Arbeit entlassen.

Nach vier Wochen waren die Treppen fertig und in den beiden Häusern montiert. Der Meistersohn hatte die Arbeit auch wieder aufgenommen. Acht Tage, bevor ich austrat, machte mich der Meister auf ein Inserat in der deutschen Schlosserzeitung aufmerksam, worin in Gießen an der Lahn ein Volontär gesucht wurde, der sich in der Schlosserei weiterbilden möchte. Obschon ich mir keine große Hoffnung machte, diese Stelle zu erhalten, bewarb ich mich darum und erhielt innert einigen Tagen den Bescheid, daß ich sofort eintreten könne.

Ich blieb noch einige Tage, um mir Hamburg anzusehen. Der Betrieb am Hafen interessierte mich am meisten. Der Inlandbewohner hat keine Ahnung, was hier für Mengen von Gütern umgesetzt werden. Die riesigen Krane, die das Ein- und Ausladen bewältigen, die Menge der Güter, die in einem großen Seeschiff Platz

finden, das Geheul der Dampfsirenen in verschiedenen Tonarten sowie das Gewimmel der kleinen Boote, die herumflitzen wie die Wespen, das alles verwirrt die Sinne des Landbewohners.

Ende Januar 1900 setzte ich mich in die vierte Klasse der Preussischen Staatsbahn und gondelte meinem neuen Wirkungskreise, der Universitätsstadt Gießen an der Lahn, zu.

Die Fahrt war nicht gerade sehr bequem, dafür umso unterhaltender. Sitzgelegenheit gab es nur an den beiden Längsseiten, und wer keinen Platz auf einem der beiden Bänke fand, setzte sich auf den Boden oder auf sein Bündel. Gepäck konnte mitgenommen werden, soviel durch die Türe ging. Auf jeder Station hielt der Zug an. Es war ein immerwährender Wechsel der Reisenden. Bäuerinnen kamen vom Markt oder gingen dorthin. Gaukler, Akrobaten, Taschenspieler und Hausierer kamen oder gingen zum nächsten Volksfest; Sänger und Musikanten zeigten ihre Künste.

Vierte Klasse war zudem noch Speisewagen. Es brauchte nur einer anzufangen, so suchte ein jeder in seinem Gepäck oder in seinem Sacke nach etwas Eßbarem, und bald kauten alle wie eine Reihe Röhre, denen man Heu in den Barren stopft. Langeweile konnte nicht aufkommen, dafür sorgte der immer neue Wechsel der Personen, ihrer Sachen und ihrer Tätigkeiten.

Die Eisenbahnen, das damals rascheste und billigste Verkehrsmittel, haben der Wanderlust der Handwerksburschen, welche die Welt auf Schuhmachers Klappen ansehen wollten, den Todesstoß gegeben. Es war ja sehr romantisch und eine Freude, bei schönem Wetter und guter Kameradschaft in unbekannte Fernen zu ziehen und unbeschwert die Tage zu genießen; zu verweilen, wo es einem paßte, und weiterzuziehen, wenn einem die Lust dazu ankam.

Es gab aber auch andere Tage, wo bei Regenwetter, Kälte und Schnee der Aufenthalt auf der Landstraße weniger gemüthlich war und man sich nach einer trockenen und warmen Unterkunft sehnte. Der Aufenthalt in einer Herberge und das Warten auf schöneres

Wetter war auch nicht angenehm. Das paßte den duften Kunden, die gewohnt waren, von Herberge zu Herberge zu ziehen, ihre erfochtenen, manchmal auch gestohlenen Sachen an den Mann zu bringen versuchten und sich an die unerfahrenen jungen Gesellen heranmachten, um ihnen etwas anzudrehen. Sie verdufteten, wenn ihnen der Boden zu heiß wurde oder die Polizei sich um ihr Wohlbefinden zu sehr interessierte.

Um mit diesen unerwünschten Elementen so wenig als möglich in Berührung zu kommen, übernachtete ich, wenn immer möglich, in den Herbergen zur Heimat, die unter christlicher Leitung standen und die ein Herbergsvater seriös betrieb. Hier wurde auch kein Spielen um Geld geduldet, und die Preise für das Essen und Übernachten waren sehr mäßig. Man bekam hier auch zuverlässige Auskunft über Arbeitsgelegenheit und offene Stellen.

In Gießen angekommen, suchte ich den neuen Meister auf. Er hatte mir schon für ein Zimmer und die Beköstigung gesorgt, und ich konnte schon am andern Tage mit der Arbeit beginnen. Ich wurde dem Werkmeister direkt unterstellt und hatte keine Weisungen von andern entgegenzunehmen.

Der Meister beschäftigte etwa zwanzig Mann. Gewöhnliche Schlosserarbeiten oder Reparaturen wurden nicht ausgeführt. Ich erkannte bald, daß ich hier etwas lernen konnte, und nahm mir vor, längere Zeit zu bleiben, obschon der Lohn sehr bescheiden, doch zu meinem Unterhalte ausreichend war.

Hier wurden Gitter, Geländer, Tore und Türen in allen Stilarten ausgeführt. Ich wurde meistens am Feuer beschäftigt.

Da um die Jahrhundertwende der Jugendstil seine Triumphe feierte, fand der Schmied in der Herstellung von stilisierten Ranken, Blumen und Figuren eine dankbare Arbeit.

Da man damals von der autogenen und der elektrischen Schweißung in der Praxis noch nichts wußte, mußte alles am Schmiedefeuer und auf dem Amboss gestaltet werden. Dies verlangte eine

gewisse Erfahrung und Geschicklichkeit, die nicht jedem Schlosser gegeben war und nur durch lange Übung erworben werden konnte. Besondere Aufgaben wurden vom Werkmeister in Ton modelliert und nachher in Eisen nachgebildet. Wenn dann eine Arbeit gut gelungen war und die Befriedigung des Meisters gefunden hatte, war man sehr erfreut und ging mit Eifer an eine neue Aufgabe.

Gießen war damals eine Stadt mit etwa 25 000 Einwohnern, hübsch gelegen und von bewaldeten Hügeln umgeben. Die Umgebung verlockte zu schönen Ausflügen, so auf den Gleiberg mit einer alten Burgruine, auf den Schiffenberg, wo ein altes Kloster stand, und auch in die weitere Umgebung, nach Marburg, Weilburg oder Bad Nauheim.

Ich war nun schon vier Jahre ununterbrochen in der Fremde, hatte Verschiedenes gesehen und erlebt, so daß ich es an der Zeit fand, wieder einmal in die Heimat zurückzukehren. Ich kündigte meine Stellung und reiste im Mai 1901 meiner Heimat zu.

C. M ö s c h